

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 42

Artikel: Briefe einer Bernerin aus dem fernen Osten
Autor: Sem-Zwahlen, Flora
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bismehl (in jeder Drogerie zu haben) und Leinöl befeuchtet werden.

Auffallend blanke und glatte Linoleumflächen werden nur in Ausnahmefällen gewünscht. Man benutzt für solche Zwecke eine handelsübliche wachshaltige Bohnermasse bester Qualität, die mit einem weichen Tuch auf das Linoleum aufgetragen und mit einer sogenannten Bohnerbürste (mit Besenstiel, zur Erleichterung der Arbeit) gleichmäßig blank verrieben wird. Der Wachsegehalt darf nur als hauchdünne Schicht auf der Oberfläche zurückbleiben.

Matt oder ungleich gewordene Stellen sind nur mit der Bohnerbürste täglich nachzureiben. — Allzu oft wiederholtes Einreiben mit Wachs ist zwecklos und verkrustet die Oberfläche.

Daß der Linoleumfußboden vor der täglichen Reinigung (Aufwischen oder Bohnern) mit einem Haarbesen oder Staubsauger staubfrei zu machen ist, gilt der erfahrenen Hausfrau wohl als selbstverständlich.

Margarete Hädel.

Briefe einer Bernerin aus dem fernen Osten.

Wie sehr die im fernen Ausland lebenden Schweizerinnen an ihrer Heimat hängen, zeigte ihre Anteilnahme an der „Saffa“, wo sie in einer Anzahl schöner Gruppen ihre Arbeitsprodukte ausgestellt hatten. Auch wir können ein Beispiel dieser Anhänglichkeit der Auslandschweizerinnen an ihr Heimatland vorweisen. Eine Bernerin schreibt unserer Redaktion aus Soerabaja (Holländisch Indien) fleißig über ihre Eindrücke und Erlebnisse in fremden Landen. Frau F. Sem-Bwahlen ist vor zwei Jahren, nachdem sie nach kurzem Eheglück ihren Gatten, einen holländischen Ingenieur, und dann auch ihr Kindlein verloren hat, zu ihrer Schwiegermutter nach Soerabaja gereist. Der Besuch ist zum dauernden Aufenthalt geworden. Mit freundlicher Erlaubnis der Schreiberin geben wir einige Partien dieser Briefe wieder; sie bieten einen interessanten Einblick in das Erleben einer Schweizerin in fremder, ungewohnter Kultur.

Soerabaja, den 16. Juni 1926.

Heute morgen ist unser Schiff in Soerabaja angekommen. Etwas bang ist mir aber schon zu Mute. Ich betrachte alle die Menschen am Quai, dieweil die amtlichen Formalitäten erledigt werden. Jeder, der landen will, muß einen Ausweis haben darüber, daß er entweder holländischer Nationalität ist oder 100 Gulden bezahlt hat. Diesen Betrag muß jeder Fremdling, der sich auf Java niederlassen will, bezahlen. Reist er dann innert 6 Monaten wieder



Unsere Bernerin in ihrem Hause mit Baboe Kämfla.

weg, so wird ihm der Betrag zurückbezahlt, nach 6 Monaten jedoch verfällt er. Schon kommt der Kapitän auf mich zu, begleitet von einem Herrn, der sich als mein Schwa-

ger vorstellt; doch im fernen Java kam mir dieser Mann ebenso fremd vor wie all die anderen Leute, konnte ich doch kein Wort holländisch sprechen, während er immerhin etwas Deutsch sprach. Nachdem auch die Zollformalitäten erfüllt waren, führen wir zu meiner Schwiegermutter, die uns bereits mit großer Ungeduld erwartete. Aber obwohl ich sehr liebevoll empfangen wurde, so fühlte ich doch direkt, daß es mir nicht immer leicht fallen dürfte, mich meinen hiesigen Verwandten anzupassen.

Man hat mir ein sehr großes, schönes Zimmer zur Verfügung gestellt mit einer eigenen Baboe (javanische Bediente); doch kann ich die verschiedenen Gesichter all dieser Bedienten beinahe nicht auseinanderhalten, und mit ihnen verständigen kann ich mich überhaupt gar nicht, denn Malaisisch habe ich ja sonst noch nie gehört, und ich merke es ganz gut, daß sie im Geheimen etwas Spaß mit meiner Unbeholfenheit treiben. Nach dem Mittagessen erklärt mir dann meine Schwiegermutter, daß man in Indien, wenn man nicht arbeiten geht, von 2—4 Uhr schläft, und wirklich war es denn auch ganz totenstill im Hause, auch in den beiden Nachbarhäusern schien alles zu schlafen.

Soerabaja, den 5. Juli 1928.

Zwei Jahre sind verflossen seit meiner Ankunft auf Java. Vieles ist so ganz anders herausgekommen, als ich es mir in Europa vorstellte. Ich habe mir inzwischen hier eine Stelle gesucht und glücklich auch einen guten Posten als Sekretärin erhalten, meine Schwiegermutter ist gestorben, und bin ich nun hier eigentlich auf mich selbst angewiesen. Im Allgemeinen wird hier mehr gearbeitet als in Europa; es fällt dies einem bei dieser Hitze hier nicht immer leicht.

Soerabaja ist die größte Handelsstadt von Java. Ich war ganz erstaunt zu beobachten, wie kultiviert hier alles zugeht. Bis weit zur Stadt hinaus sind die Wege und Straßen asphaltiert und sehr gut unterhalten. In der Hauptstraße der Stadt hat es einen ziemlich großen Autoverkehr, ja sogar ein Tram fehlt nicht, doch muß man sich mit dem 10 Minuten-Betrieb begnügen. Die Dogcars — das sind kleine, zweirädrige Wagen, von einem kleinen Pferdchen gezogen, — werden durch den Autoverkehr immer mehr verdrängt, obwohl die Fahrt mit dem Dogcar billiger ist. In Soerabaja bezahlt man für einen Taxi 3 Gulden per Stunde, für kleine Distanzen der Zeit entsprechend.

In den verschiedenen europäischen Geschäften der Hauptstraße kann man wie in Europa ziemlich alles kaufen, doch ist es hier teurer. Es gibt aber auch sehr viele chinesische Läden und vor allem den „Bazar Gelap“ (dunkler Markt mit geschmuggelten Waren); das ist eine große, bedeckte Halle, wo ein Stand neben dem anderen steht. Dort kann man alles Mögliche kaufen: Seife, Parfumerien, Hüte, Stoffe, Bücher, Kinderpielsachen, ungefähr wie bei uns in einem Bazar; da bieten einem die chinesischen Verkäufer unter lauter Anpreisung, meistens in malaischer Sprache, ihre Waren an. Niemals aber darf man den gefragten Preis bezahlen; denn wenn die Händler sehen, daß der Käufer ein „orang baroe“ (Neuling) ist, der höchstens ein paar Worte malaisch versteht und dem die Tropensonne keine roten Wangen noch nicht gebleicht hat, verlangen sie wenigstens 100 Prozent zu viel. Hier im Osten muß man eben immer „tawar“ (märten), wie der Berner sagt. Beinahe alles kann man auch zu Hause kaufen; denn da kommen immer eine ganze Menge chinesischer „Klontongs“ (Hausierer), die Stoff, Knöpfe, Strümpfe, Spitzen u. verkaufen, dann javanische Frauen mit Früchten, die sie in großen runden Körben auf dem Kopf tragen, der Fleischmann usw., ja selbst der Schuhmacher flickt die Schuhe direkt beim Hause, und hat man etwa einen Schlüssel verloren, so kann man jeden Tag einen Kerl durch die Straßen ziehen hören, von weitem tönt sein Rätisch! Rätisch! Rätisch! in die Häuser hinein, und im Nu hat er uns einen neuen Schlüssel angefertigt oder ein Schloß von einem Kasten abgenommen

und ersetzt. Will man jedoch etwas Besseres kaufen, so tut man natürlich besser dran, seinen Bedarf in einem Geschäfte einzudecken.

War um 1 Uhr noch ein ziemlich reger Autoverkehr, so ist es etwas nach 2 Uhr plötzlich ganz still geworden. Alle Geschäfte sind geschlossen, und die Bureauangestellten sitzen wieder im Kontor; denn die freie Mittagszeit ist hier meist von 1—2 Uhr angelegt, sodaß sich die Geschäftsleute das Essen ins Bureau bringen lassen. Wer zu Hause bleiben kann, schläft, während die stehende Tropen Sonne hoch am Himmel steht. Man ist froh, wenn man im Hause bleiben kann, wo es doch immer kühler ist; denn die indischen Häuser sind, da einstöckig, sehr hoch gebaut.

Nach 4 Uhr wird es wieder etwas lebendiger in der Stadt, doch eigentlich einzig der große Autoverkehr erinnert mich an die europäischen Städte; man sieht nur sehr wenig europäische Fußgänger, alles fährt immer möglichst, obwohl es abends, wenn die Sonne untergegangen ist, nicht mehr zu heiß wäre, um einen ganz kleinen Spaziergang zu machen.

Ist man in Europa auch fremd in einer Stadt, so kann man doch allein etwa einen Spaziergang, Sonntags sogar einen kleinen Ausflug zur Stadt hinaus, machen. Auch kann man zu Bekannten gehen und schließlich abends daheim im Zimmer etwas lesen oder studieren. Hier hingegen, wenn man den ganzen Tag bei drückender Hitze streng gearbeitet hat und wenn einem abends die Moskiten umsurren und stechen, dann ist man froh, wenn man seine Gedanken nicht mehr konzentrieren muß; man geht früh ins Bett, hinter den „Klamboe“, das ist ein Tüllvorhang zum Schutze gegen die Moskiten. In den bessern Häusern ist in den Zimmern laufendes Wasser, und auch das Telephon darf nicht fehlen. Aber bei all diesem städtischen Luxus kommt man sich trotzdem oftmals wie verlassen vor, daß man die Tage zählt, da man wieder nach Europa zurückkehren kann, auch wenn man dann dort vieles wieder selber tun muß, was hier durch all die braunen, dienstbaren Geister getan wird. Eine europäische Frau darf hier in der Haushaltung keine gröblichen Arbeiten verrichten, wenn sie sich im Ansehen nicht fürchtbar schaden will; denn hier ist das Land des Scheines. Jede europäische Frau ist hier die „Mevrouw“, wenn sie vielleicht in Europa früher auch Köchin oder so etwas gewesen ist, was sie ängstlich als ihr Geheimnis hütet.

Es ist 10 Uhr, ich sitze allein auf der Bordergalerie des Hauses, um noch ein wenig frische Luft zu schnappen. Wir hatten heute abend ein kleines Festchen, und wir tanzten dabei nach der Musik unseres Grammophons. Die Gäste sind nach Hause gegangen, und Totenstille herrscht in der Pension, wo vor einer halben Stunde noch so fröhliches Leben pulsierte. Der tropische, mächtig große Vollmond verschwindet so hie und da hinter einer der hohen Palmengruppen, und ganz leise dringen aus weiter Ferne durch die nächtliche Stille die sentimentalen Klänge der Kronjongmusik, die mir nun nicht mehr fremd ist, an mein Ohr, doch stimmt mich diese oftmals sehr traurig, und ich denke zurück an meine liebe Heimat.

Sonst herrscht Totenstille. Man hört jedes herunterfallende Blatt. Doch nein, man ist nicht so ganz verlassen, unzählige Tierchen leisten uns Gesellschaft. Überall hat es viele „Mieren“ (Ameisen). Man sagt hier denn auch: Wenn du noch keinen „Pikol“ (Scheffel) Mieren gegessen hast (eine oder zwei in der Suppe oder im Tee darf man nicht tragisch nehmen), dann bist du noch nicht reich genug, um

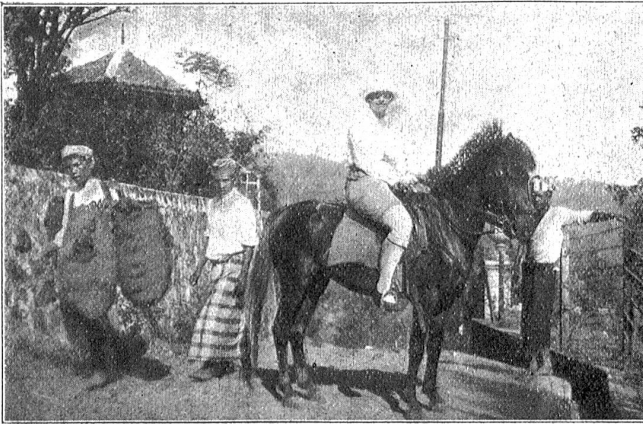


Beim Simpang-Club in Soerabaja.

in Europa von dem hier erparten Gelde zu leben. Fällt z. B. etwas Zucker oder anderes Eßbares auf den Boden, dann genießen sie sich gar nicht, in ganzen Trüppchen ins Zimmer zu kommen, wo fast immer ein paar herumspazieren. Um sie fernzuhalten, wäscht man die Steinböden jeden Tag mit Kreolinwasser auf. Doch nicht allein die Mieren halten einem Gesellschaft. An den Wänden lauern schon die „Tschitschaks“, eine Art kleine graue Eidechsen, auf die surrenden Moskitos, oftmals sind es ihrer ein halbes Dutzend, die an den Zimmerwänden herumlaufen. Die Moskiten scheinen ihnen gut zu munden, doch verschmähen sie auch allerhand Eßwaren nicht, die man etwa herumstehen läßt. Anfänglich findet man all diese Tierchen etwas gruselig, doch gewöhnt man sich recht bald an sie. Man muß sich auch nicht verwundern, wenn auf einmal ein dicker „Katterlat“ (eine Art großen Schwabentäfer, der auch fliegen kann), ganz frech auf dem Boden herumläuft, wie wenn er das Zimmer ganz allein gemietet hätte; wenn man ihn aber fangen will, so ist er auf einmal „plug weg“, und man hat die größte Mühe, ihn zu fangen. Und lektüm kam mir beim Öffnen meines Kleiderkastens ein so großes Exemplar einer Spinne entgegen, wie ich es in meinem Leben noch nie gesehen hatte; sicher war es 20 Zentimeter lang, und obwohl man sagt, je größer die Spinne, desto größer das Glück, so hätte ich doch ganz gerne darauf verzichtet. Die Fenster sind hier in der Regel viel größer als in Europa, doch wegen Diebstählen mit Gitterstäben versehen; das ganze Haus ist viel offener gebaut als bei uns, und man muß sich auch nicht wundern, wenn man morgens durch ein mächtiges Gezwitsher von Spaken geweckt wird, die sich oben auf dem einen Fenstergitter niedergelassen haben und mit den Kollegen auf einem andern Türrahmen klatschen, sich wenig darum kümmernd, ob man noch schlafen will. Oder es kann auch etwa passieren, daß du des Nachts von einer flatternden Fledermaus aus dem Schlafe geschreckt wirst. Aber an all diese Dinge gewöhnt man sich; man findet auch gar nichts mehr dabei, daß hier die Hähne zu jeder Nachtzeit krähen. Schlangen habe ich, so lange ich hier bin, noch keine gesehen; in die Stadt selbst kommen sie eben nicht, und wenn man zur Stadt hinaus geht, fährt man auch, so daß man, sollte es vielleicht auch dann und wann Schlangen haben, durch sie nicht belästigt wird. Dafür haben mir die großen Ratten, die gar nicht etwa selten sind und so groß werden wie bei uns in Bern die Ratten, schon hie und da einen gelinden Schrecken eingejagt.

Was das Klima betrifft, so ist es in Soerabaja, einer Hafenstadt, natürlich sehr heiß, vorab im Oktober und November, bevor die Regenzeit beginnt. Tagelang, oft-

mals wochenlang, wartet man dann auf Regen, der etwas Erquickung bringen soll, und es erscheint einem alles so glühend heiß wie die in voller Blüte stehenden feuerroten Flamboyant, der blaue Himmel und die weißen Häuser.



Unsere Bernerin auf einem Ritt in die Berge.

Was meine gesundheitlichen Erfahrungen betrifft, so habe ich bis heute nicht zu klagen; auch meine Schwester, die seit einem Jahre hier ist, verträgt das Klima gut; doch kommt auch hier Malaria noch ziemlich häufig vor. Seit auch von den Javanern viel mehr Hygiene verlangt wird, sind die Lebensverhältnisse viel gesündere geworden. In Soerabaja darf man das Wasser auch ohne weiteres trinken, ohne daß dasselbe vorher gekocht wird, doch weil es immer etwas lauwarm ist, tut man erst ein Stück Eis ins Glas, das in einem der vielen Eisdepots, die beinahe so aussehen wie in Bern die „Chestelehüttli“, à 3 Cts. per Pfund gekauft werden kann. Das Eis wird in Stücke geschnitten und in einer Thermosflasche oder in einem Eiskasten aufbewahrt, so daß man jederzeit in der Lage ist, sich einen kühlen Trunk bereitzustellen zu lassen.

Soerabaja, den 14. Juli 1928.

Gestern nachmittag fuhren wir im Auto aufs Land hinaus. Etwa anderthalb Stunden ging es auf schöner asphaltierter staubloser Straße an großen Reisfeldern, an Zuckerröhren-, Tee- und Kaffeepflanzungen vorbei in die ungemün fruchtbare javanische Landschaft hinaus. Allmählich begann der Weg anzusteigen und immer näher rückten die Berge, von denen uns schon ein frisches Windchen entgegenwehte, was uns nach der Bruthitze in der Stadt geradezu ein Labsal war. Je weiter hinauf wir fuhren, umso frischer und kühler wurde die Luft. In den kleinen Gärten blühten die Rosen; die Vegetation ist hier eine überaus üppige. Als das Auto nicht mehr weiter fahren konnte, ließen wir es in die Garage bringen und setzten uns jedes auf ein kleines Pferdchen, wie sie uns angeboten wurden, und eine Viertelstunde später stiegen wir in einem reizenden Berg-hotel ab, um einen Tag lang die köstliche Kühle der Berge zu genießen.... Flora Sem-Zwahlen.

Erziehung und Erziehungserfolg.

Ich habe einen jungen Freund. Schon als Knabe kam er mit seinen Vätern zu mir. Jetzt, als Neunzehnjähriger, bleibt Werner oft lange aus. Dann aber kommt er mit vollem Herzen. Jrgendwo muß er von seinem Erleben erzählen können. Dabeim ist er verschlossen. Die Eltern kennen nur gerade die äußern Umrisse seiner Welt. Nun ist es ja freilich oft so, daß es Kindern in einem gewissen Alter schwer fällt, von dem, was sie im Tiefsten erschüttert, zu Vater und Mutter zu sprechen. Das ist durchaus verständlich und braucht gar nicht immer auf einem Versagen der Eltern

zu beruhen. Die Jungen fühlen einfach, daß hier kaum der Mensch zum Menschen gelangen kann. Immer sind auf der einen Seite Vater oder Mutter und auf der andern Seite die Kinder. Es bleibt in den allermeisten Fällen eine Voreingenommenheit. Das wollen die jungen Leute nicht. Sie wollen, daß man sie frei sehe, ohne Färbung, ohne jene Gebundenheit, die Blutsverwandtschaft in sich schließt.

Die Verschlossenheit Werners beruht nun aber nicht nur auf solcher Scheu vor dem Allzunahen. Sie liegt im Wesen der Eltern begründet. Seine Mutter ist eine liebe, feine Frau; aber sie spinnt sich ganz in ihre Häuslichkeit ein und ist dadurch weltfremd geworden. Ihr Bild von Welt und Menschen entspricht viel mehr ihren Wünschen als der Wirklichkeit. Sie würde erschrecken, wenn Werner ihr anvertrauen wollte, wie er die Menschen sieht, was das Leben für ihn bedeutet, was er von ihm erwartet, welche Wunden es ihm schon geschlagen hat. — Der Vater ist ein hundertprozentiger Ehrenmann, tugendhaft, fromm, fleißig. Alle sind davon überzeugt, er selbst am meisten. Nur sein Sohn glaubt nicht an ihn. Er nimmt den Vater nicht mehr ernst, seit er erkannt hat, daß ihm die innere Wahrhaftigkeit fehlt. Das äußert sich vor allem in seinem Verhältnis zu Werner. Werner ist ein begabter Junge. Sein Vater läßt ihn studieren, er läßt ihm teure Musikstunden geben. Aber jeden Tag muß der wirklich ernsthaft arbeitende Junge hören, welche riesige Opfer ihm gebracht würden. Zu jeder Mahlzeit werden ihm Predigten solchen Inhalts serviert. Nichts, kein Kleidungsstück, kein Buch, kein Schulgeld wird ihm überreicht, ohne daß der Vater ihm klar macht, zu welcher grenzenloser Dankbarkeit er seinen Eltern verpflichtet sei. Nun weiß aber Werner genau, daß seine Eltern sehr wohlhabend sind, daß sein Vater nicht die geringste Anlage zum Asten hat, daß er sich selbst also nichts versagt, daß er in keiner Weise persönliche Opfer bringen muß. Ferner weiß er ebenso genau, wie sein Vater bei jeder Gelegenheit prahlt mit seinem studierten, musizierenden Sohn. Er hat den Vater schon darauf ertappt, daß er mit seinen Zeugnissen, seinen Auffähen hausiert. Das alles ist dem jungen Mann äußerst peinlich. Er schämt sich seines Vaters und meidet ihn, wo er kann. Er empört sich immer wieder darüber, daß der Vater, was er unternimmt, um seiner Eitelkeit, seiner Ehrsucht zu fröhnen, als Opfer ausgibt. Werner sieht klar: „Was der Vater an mir tut, dient ihm zur Selbstbefriedigung. Er läßt mich um seinerwillen ausbilden, übernimmt aber die Rolle des Gläubigers. Ich bin sein Schuldner und soll ihm durch meine Leistungen, durch meinen Gehorsam, durch meine Dankbarkeit mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, was er für mich ausgibt.“

Werner hat den Vater schon mehrmals gebeten, er möchte ihm doch ein Monatsgeld bewilligen, er sei durchaus bereit, genaue Abrechnung vorzulegen. Jedermal weist ihn der Vater ab. Der große Bub soll ihn um jeden Franken bitten müssen. Das wirke erzieherisch, behauptet er. Der Junge komme so weniger in Versuchung, auch nur einen Fünfer leichtsinnig auszugeben. Aber diese Sorge ist ihm nur Vorwand. Er will sich nicht um den Genuß bringen lassen, den Sohn, dessen geistige Ueberlegenheit er fühlt, dessen gerade, schlichte Art ihn beschämt, immer wieder als Bittenden vor sich zu sehen. Er will ihn seine Abhängigkeit so oft als möglich fühlen lassen, will wenigstens auf diese Weise seine Ueberlegenheit geltend machen. —

Lehtin hat mir Werner gestanden, daß er seit einiger Zeit hie und da versuche, den Vater hinters Licht zu führen. Solche Experimente machten ihm großen Spaß; es sei interessant, zu sehen, wie der Vater, der seine Nase in alles stecken wolle, darauf reagiere. Ich könnte mir kaum vorstellen, welche Wonne es ihm bereite, dem Rappenspalter einen Fünfliber abzuluxen. Als ich ihm sagte, mich dünke, solche Mäßen seien seiner unwürdig, fuhr er auf: „Wenn ich die Sache noch länger tragisch nehme, wird mir das ganze